

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kühnlein, Heinrich: Warum der Grandauer Bartel nicht nach Amerika ging.
Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Warum der Grandauer Bartel nicht nach Amerika ging.

Erzählung von Heinrich Kühnlein in München.



a, das ist so 'ne eigene Geschichte, die den Grandauer Bartel in Unglück und Torheit verstrickte, fast das Leben gekostet hätte und ihn schließlich doch wieder ins richtige Geleise brachte.

Er war der jüngste Sohn des Bürgermeisters in einem Frantendorf, und es hat weit und breit keinen aufrechteren Dorfschulzen gegeben, als eben seinen Vater, den alten Jörg Michel Grandauer. So der richtige „Bauernkönig“, der keinen Widerspruch vertrug, im Amt so wenig wie im eigenen Haus! Wenn er einen, der ja einmal aufmucken wollte, so mit seinen stechenden grauen Augen anstierte, die Brille von der derben Hakennase auf die Stirn schob, die rechte Faust in die Seite stemmte und dem Widerpenstigen so nah auf den Leib rückte, daß die beiden Gesichter fast zusammenstießen — dann gab der halb klein bei und war zur Ansicht des Bürgermeisters befehrt. So kurierte der Jörg Michel Grandauer seine Leute.

Aber man sollte es nicht glauben: ganz so einfach, wie in der Gemeinde war das Regiment seinem eigenen Jüngsten gegenüber doch nicht, und manches, was er dort durchdrückte, blieb ihm hier unerfüllt. Das kam davon, daß der Alte, vielleicht zum einzigenmal in seinem Leben, gerade bei ihm die scharfe Grenze von Recht und Unrecht doch nicht so genau eingehalten hatte. Und wie bitter rächte sich das an ihm, wie am Glück und Frieden seines Hauses!

Unser Grandauer Bartel hatte nämlich noch drei ältere Brüder, die vom Vater — natürlich auch ohne viel Umstände — zum Studieren bestimmt worden waren, während er, der Jüngste, keineswegs minder begabt als die andern, ein Bauer werden mußte.

Solange sich nun die Brüder mit dem Griechischen, der Mathematik und „sunstiger Gelahrtheit“ herumzuschlagen hatten, lachte sich unser Bartel die Haut

voll und beneidete sie keineswegs. Vielmehr ging ihm seine Freiheit da draußen auf dem Dorfe über alles, und er freute sich seines Lebens.

Ward auch anders mit der Zeit! Denn wie er so in die Jahre kam, wo Verstand und eigenes Nachsinnen allmählich aufwachen, und wie da die Brüder als Doktoren und Professoren so der Reihe nach in geachtete Stellungen einrückten, bekam die Sache auf einmal ein anderes Gesicht. Jetzt war er halt doch nur „der dumme Bauer“, zu dem ihn der Vater gestempelt hatte, und mußte sehen, wie man sich in den Studienkosten der Brüder arg verrecknet hatte, und das väterliche Gut bedenklich zusammengeschmolzen war. Das wurmte ihn Tag und Nacht, kränkte und verdroß ihn bei jeder Arbeit, die ja doch nur zu einem kümmerlichen Leben verhelfen konnte. Und es ist der Neid kein so seltener Gast im Menschenherzen, daß er sich bei einem Unzufriedenen nicht auch einmal gegen die eigenen Brüder wenden könnte.

Hier war's der Fall. Immer mehr verbiß sich Bartel in das peinigende Gefühl, daß er nichts, die Brüder aber geachtete Männer seien, immer nagender wuchs seine Mißgunst, immer düsterner wurde sein ganzes Sein und Denken. Kein Mensch war ihm schließlich so zuwider, wie er sich selbst. Das war besonders zu der Zeit, als er seiner Militärpflicht genügt hatte und wieder ins Dorf zurückgekehrt war. Als Soldat — ja da war's doch noch was anderes! Da stellte er doch etwas vor, war ein „schneidiger Jäger“, wegen seines Vorvorkommenden Wesens bei Kameraden wie Vorgesetzten beliebt und anerkannt. Aber jetzt — in dem Nest da? Da war er wieder nichts als „der dumme Bauer“ und noch dazu verdammt, es in Ewigkeit zu bleiben. Eine Stimmung kam über ihn wie zum Verzweifeln.

Da geschah's, daß der Grandauer Bartel sich nun öfters als nötig im Keller zu tun machte. Dort lag der junge Wein, der feurige Most, heuer besonders stark geraten und bald sein einziger Tröster. Wenn dann der Bartel endlich wieder aus dem Keller zum Vorschein kam, dann war er verdüstert, mürrisch und zu keiner Arbeit aufgelegt.

Tiefbetrübt sah solch schlimme Wendung die Mutter, kummervoll fragte sie sich nach der Ursache dieser Verirrung, schlaflos lag sie manche Stunde der Nacht: ihr jüngster und auch ihr liebster Sohn, auf den sie so hohe Stücke gehalten, war ihr auf Abwege geraten, aus einem vernünftigen, rührigen Menschen, dem sonst die Arbeit so flink und freudig von der Hand gegangen, war ein trunkenen Müßiggänger geworden. Vor dem Vater suchte sie als echte Mutter, die nie die Hoffnung aufgibt und auch ein gesunkenes Kind nie als verloren betrachtet, des Sohnes Treiben so lange zu verbergen, als es ging.

Es ging nicht lange: einem Jörg Michel Grandauer verheimlichte man nichts!

Eines Tages nach dem Mittagessen beschied er den Sohn barsch und kurz in seine Amtsstube. Das allein schon war ein Beweis, daß es sich um etwas

Außergewöhnliches handelte. Seine Amtsstube, jenseits des Hausganges den Wohnräumen gegenüber gelegen, war ihm ein Heiligtum, jedem Uneingeweihten verschlossen. „Frau und Kinder haben da nichts zu suchen — dort bin ich Bürgermeister!“ war seine Rede.

Aber jetzt stand sein Jüngster vor seinem Amtstisch wie ein Sünder.

„Du trinkst in der letzten Zeit mehr, als du vertragen kannst — das hat aufgehört! Verstanden?“ sprach er rauh und abgehakt, wie wenn er sich zu jedem Worte zwingen müßte, zum Sohne. Der knurrte etwas Unverständliches halblaut hervor, verstieg sich aber nicht zu offener Widerrede. Durch solches Murren nur noch mehr gereizt, schreit der Alte mit gerötetem Kopf: „Von heut an ist der Keller zu für dich — verstanden, Lump!“

Dies Schimpfwort trifft den Bartel tief. So hat er den Vater noch nicht gehört, er schrickt zusammen und wankt aus der Amtsstube hinaus. Aber auf die Dauer rührt ihn solch barsches Wesen nicht und bessert ihn nicht: nur trotziger ist er von heut ab und verschlossener. Einen Wortstreit dem Vater ins Gesicht? Nein, den wagt er nicht! Doch nur um so verbissener, mit um so stillerem Grimm beginnt von dieser Stunde an zwischen Vater und Sohn ein dumpfer, aber regelrechter Kampf ums — Kellerschloß!

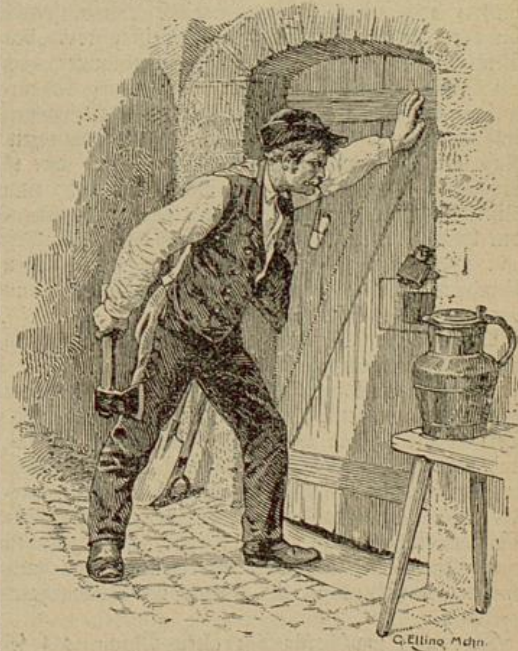
Vor eine solche Riesenaufgabe hatte sich der Alte doch noch nicht gestellt gesehen. Alle seine Wachsamkeit, all seine Umsicht — umsonst! Und hätte er den Keller mit siebenfachen Schlössern verriegelt, ein einziger Willhieb öffnete dem Bartel, während den Vater Amtsgeschäfte aus dem Hause riefen, doch den Weg zu seinem Trostspender, dem Wein. Er mußte selber staunen über sich: in kurzer Zeit hatte er sich eine ganz merkwürdige Gewandtheit darin angeeignet — ein einziger Schlag, und das festeste Vorlegeschloß lag gesprengt zu Bartels Füßen.

Und nun mußte es der alte Jörg Michel Grandauer erleben, daß ihm das eigene Kind an sein innerstes Wesen griff — daran griff? — nein, daß der Sohn den ureigensten Charakterzug des Vaters, der ihn eben zum wahrhaftigen Meister seiner Bürger gestempelt hatte, völlig zuschanden machte. Der Alte, energisch und unbeugsam bis zum Starrsinn, gewohnt, daß man im Dorfe dem leisesten Wink von ihm gehorchte — gegen die Leidenschaft und Trunksucht seines Sohnes war er machtlos, wie ein Kind. Verjähloß man ihm den Keller, so erbrach er ihn; verkaufte er den Vorrat seiner Weine bis zum letzten Tropfen, so fand der Sohn den Weg ins Wirtshaus und zu schlimmer Gesellschaft obendrein. Denn an Leuten fehlte es dort nie, deren Widerspruch Jörg Michel Grandauer einst gebrochen hatte, und die nun dadurch an ihm Rache nahmen, daß sie seine Ohnmacht im eigenen Hause beißend verspotteten, ihn zur Zielscheibe blöder Wiße machten und den Sohn gegen den Vater hetzten.

So war's düster geworden im Hause des Bürger-

meisters. Da wurde ihm fast das Leben verleidet, gewiß aber sein Amt. Wie konnte er noch von ferne Stehenden Gehorsam fordern, wenn ihm dieser von seinem Nächsten verweigert wurde? So viele Hunderte hatten bisher seinem Augenwinke gehorcht. Wie sollten die es verstehen, daß er den eigenen Sohn nicht im Zaum zu halten vermochte? Begibt man sich nicht des Rechtes zu herrschen, wenn uns vom nächsten besten der Gehorsam mit Fug gekündet wird? Solche Widersprüche wußte er mit seinem Wesen nicht zu vereinen und gab den Bürgermeisterposten auf.

Schwerer noch lastete des Hauses Schmach auf Bartels Mutter. Treuherzig und gütig in ihrer tiefsten Seele, konnte sie es nicht fassen, wie ihr der Sohn so viele Liebe mit solchem Leid vergelten, wie er sein eigenes Glück so mit Füßen treten konnte. Oftmals ruhte ihr Auge, wenn er eine bessere Stunde hatte, fragend auf ihm, als müsse er sie verstehen. Aber er gewahrte nicht, wie sich die Mutter in Gram um ihn verzehrte, wie ihre sonst so frohen, braunen Augen immer matter, ihr Gesicht immer schmaler und bleicher, ihre Seele immer trauriger wurde, — er sah es nicht, von Leidenschaft gefesselt und verblindet!



Ein einziger Schlag und das festeste Vorlegeschloß lag gesprengt zu Bartels Füßen.

Da starb die Mutter. Ihr Tod verfehlte seine Wirkung auf Bartel nicht: ein letzter Rest von Lieb' und Klarheit lebte doch noch in ihm. Er hielt inne in seinem Treiben, wurde nüchtern und verjählochte sich mit dem Vater.

Freilich — ein allzugroßes Vertrauen setzte dieser nicht auf dauernde Besserung. Immerhin war doch ein erster Schritt getan! Aber es war eigentümlich:

schwankend geworden in seinem Glauben zog sich der Alte wie auf sich selbst zurück, wurde noch wortfarger als zuvor, nachdenklich und mit scharfen Augen forschend. Wie aus einem Verstecke beobachtete er den Sohn auf Schritt und Tritt, mißtrauisch und neugierig zugleich, wie denn nun die Sache werden sollte.

Da fügte sich's, daß er aus Zweifel und dumpfem Hinbrüten erlöst wurde von einer Seite, von der er's am wenigsten erwartet hätte. Wie ein Frühlingshauch nach winterlicher Qual wehte es da noch einmal durch das Herz des Alten.

In einem wunderschönen Maiabend — inzwischen hatte man seit dem Tode von Bartels Mutter wieder einmal geherbstet und nach einem frühzeitigen überstrengen Winter sich eines desto lieblicheren Frühlings erfreut — an einem solchen Abend also kam Marianne, das bravste Mädchen vom Dorf, ins Bürgermeisterhaus hinüber. Sie stand mit Bartel in gleichem Alter, nur um ein paar Monate jünger, und hatte sich schon in den Kinderjahren am liebsten zu ihm als Spielkameraden gehalten. Um so näher war auch ihr des Nachbarjohnes beklagenswerte Führung gegangen, und wenn die andern, hier leiser, dort lauter, doch niemals ohne geheime Schadenfreude für den „gestrengen“ Herrn Bürgermeister über „den Trinter“ zischelten, so hatte Marianne immer noch ein liebes, aus Klarheit und treuer Hingabe entspringendes Wort für ihren Bartel, den Genossen freundlich heiterer Tage aus ihrer ersten Jugendzeit. Und jetzt — welche Freude für sie! — jetzt war es ja besser geworden mit ihm, und besser nicht zum mindesten durch ihren begütigenden, treulich zusprechenden Einfluß. O wenn sie auch noch den letzten Rest von allem Unehrenthaften aus seinem Leben tilgen könnte, wenn Bartel wieder als aufrecht-klarer Mann vor ihr und aller Welt erschiene!

Von solchem Wunsche besetzt ging sie zu Jörg Michel Grandauer hinüber.

Der saß, wie immer um diese Abendzeit, in seinem Lehrstuhl am Fenster, in ein Zeitungsblatt vertieft. Bewundert schaute er auf, als Marianne eintrat, und betrachtete das schöne Mädchen mit freundlich-fragenden Blicken. Er war sichtlich erstaunt darüber, wie Marianne so unbeachtet von ihm in seiner nächsten Nähe zu solcher Lieblichkeit emporgediehen war. Ja — der Wirrwar im eigenen Hause hatte ihn um den Blick für die Freude im Nachbarhaus gebracht.

Aber nun war's für den alten Mann, als sei Jugend, Glück und Sonnenschein mit Marianne auf einmal wieder bei ihm eingelehrt. Er stand auf, reichte dem Mädchen die Hand und räumte ihm gleichfalls einen Platz am Fenster ein.

„Was bringst du mir, Marianne?“ fragte er sie herzlich, als es sonst in seiner Art lag.

„Vielleicht das volle Glück wieder!“ versetzte das jugendfrische Mädchen, durch den freundlichen Empfang schon unverzagter geworden. Und nun erzählte sie, freilich immer noch ein wenig besangen, wie sie

eigentlich schon lange zu ihm habe kommen sollen, wie Bartel sie darum gebeten, bei seinem Vater für ihn einzutreten, und wie sie trotz allem ihren Jugendgefährten seit der Kinderzeit lieb behalten habe. Und würde sie heute seine Frau, so getraue sie sich wohl, Bartel auf dem rechten Wege zu erhalten.

Manch vernünftiges Wort ward nun hin und her erwogen, Vertrauen und Zweifel tauchten auf und fanden in freundlicher Zwiesprach schließlich Klärung. Da sich aber der alte Jörg Michel Grandauer sagen mußte, daß er selber niemals eine bessere Wahl für seinen Sohn hätte treffen können, so willigte er gerne ein, und schon nach weiteren sechs Monaten war Marianne Bartels Frau geworden.

Freilich, ganz unrecht sollte der Alte mit seinem Mißtrauen, das er doch niemals völlig zu unterdrücken vermochte, doch nicht bekommen. Zwar in den ersten fünf Jahren seiner Ehe trug Bartel ein leidlich erträgliches Wesen zur Schau. So viel wie früher trank er nicht mehr, er arbeitete auch, feierte aber auch nicht selten ohne ersichtlichen Grund, kurzum, er tat alles wie einer, dem sein Schaffen nicht so die rechte Freude macht. Das aber ist ein Schaden für die Seele, und es erprießt kein inneres Glück aus solchem Tun. Segen allerdings lag auch für den Grandauer Bartel in seiner Arbeit nicht. Wie oft verpaßte er nur den rechten Augenblick! Von der Ernte, deren sich sein Nachbar, freilich weitaus rühriger und umsichtiger als unser Bartel, zu erfreuen hatte, heimste er oft nicht die Hälfte ein. Immerhin gab er doch zu wirklichen Klagen keinen faßbaren Grund.

Bald fehlte es von neuem auch daran nicht mehr. Und merkwürdig! Wie einst der Tod der Mutter den Sohn zur Klarheit und Vernunft zurückgeführt, so zog ihn jetzt des Vaters Hinscheiden wieder ins Verderben. Ein Glück für den alten Jörg Michel, daß er wenigstens das nicht mehr erleben mußte! Und gerade er sollte noch im Tode den äußeren Anlaß zu des Sohnes Rückfall geben.

Es war sein Begräbnistag! Seine studierten Söhne, die beiden Doktoren und der Professor waren herbeigeeilt, den Vater noch einmal lebend zu begrüßen und dann ihn zur ewigen Ruhe zu geleiten. Ein letzter, leuchtender Herbsttag war angebrochen, noch einmal erglänzte das schöne Frankenland vom Maintal bis zum blau dustigen Kranze seiner Höhen hinauf in mildem Sonnenlicht: da trug man ihn hinaus, den „Bauernkönig“, sein starkwilliges Herz hatte zu schlagen aufgehört. Und auch wer ihm im Leben Widerpart gehalten, heute gestand er gern: es war doch ein tapferes Herz, ein festgeprägter Sinn, eine seltene Charakterkraft, die da zur Ruhe kam!

So ehrte ihn denn auch das ganze Dorf noch einmal an seinem Grabe. Keiner schloß sich aus, und jeder war ergriffen von des Pfarrers Rede, jeder — nur der Bartel nicht! Er sah da die Brüder in ihrem vornehmen Auftreten, er sah sie gefeiert und geehrt von jedermann — er war der „dumme

Bauer". Ihn feierte man nicht; auf ihn sah niemand, und wenn doch, dann — mit schiefem Blick. Er war ja „der Mikratene“, „der Trinker“, „der verlorene Sohn“. Das stach ihm in die Seele. Und wieder stieg der alte Verzweiflungsmut, der Neid und Groll, die Unzufriedenheit in seinem Herzen auf. Ja! — ihn hatte man nichts werden lassen: er war „der dumme Bauer“.

Und noch am Abschiedstage der Brüder, und von diesem Tage an erst recht, suchte er im Weine Vergessen seines Glücks. Den neuen Jammer hatte jetzt nicht Vater und Mutter mehr zu ertragen, jetzt ertug ihn Marianne, sein Weib, mit ihren beiden Kindern, einem frischen Jungen und einem zart veranlagten Mädchen. Sie härmte sich ab in stillem Kummer: sie hatte sich doch in ihrem Bartel getäuscht, er war nicht mehr zu ändern!

Unheimlicher als je begann jetzt sein Treiben: bald war sein einziger Weg nur noch von einer Dorfschenke in die andere. Während tausend fleißige Hände sich auf Feld und Fluren draußen regten, saß er verdüstert in der Kneipe hinter seinem Mostglas, trieb alberne Pöffen und führte kindische Reden.

Zwar gab es auch jetzt noch Tage, ja Wochen, in denen er sich aufraffte: dann suchte er durch einen Riesenleiß das Versäumte nachzuholen. In solchen Tagen war's, daß dann Marianne doch wieder neues Vertrauen zu ihm faßte. Vielleicht, daß er doch, wenn sie ihm freundlich zusprach, für immer auf der rechten Bahn verharrete! O was wäre das für ein Glück für sie gewesen!

So hatte er sich wieder einmal über vierzehn Tage wacker und tüchtig gehalten, da schien er eines Abends besonders guter Laune und gesprächig.

„Marianne“, begann er auf einmal, „ich habe mir die letzte Zeit her alles genau überlegt; aber es geht nicht mehr so, hier hab' ich, ich seh' es ein, zuviel versäumt; nun kann ich mich rackern und plagen, wie ich will, wir kommen doch nicht mehr auf einen grünen Zweig. Damit ist's hier aus, ich seh' kein Glück und keinen Stern mehr für uns. Weißt du was, Marianne, wir wollen's wo anders probieren, wo Tausende sich wieder hinaufgearbeitet haben, da wird's doch wohl auch uns gelingen! Marianne, wir gehen nach Amerika!“

Da erschrak die Frau in tiefster Seele: nach Amerika auswandern und sterben war für sie dasselbe. Sie weinte, sie bat, sie flehte. Umsonst! Bartel war unerschütterlich in seinem Entschluß; die starre Willenskraft des Vaters schien in ihm zum Durchbruch gekommen. So könne es nicht weiter gehen, beteuerte er, lieber umkommen, als hier so weiter leben. Er habe manches schief angefaßt, das gebe er zu, aber mit Verachtung lasse er darum doch nicht vom nächsten besten auf sich blicken. Da drüben werde er ein anderer, das könne er ihr sagen, dort stehe er allein und auf sich selber angewiesen, von keinem argwöhnisch umlauert und immer an die alten Dummheiten erinnert. Dort werde er, sie solle ihm doch glauben, wieder in sich gefestigt und

zu einem tüchtigen Mann. Es stecke, das wisse er ganz gut, eine Kraft in ihm, die hier noch gar nicht zur Verwendung gekommen sei.

Solchen Gedanken, bestimmt und mit Klarheit, dabei treuherzig und schlicht ausgesprochen, konnte sich Marianne auf die Dauer nicht verschließen. Sie sah dem Manne, zuerst noch überrascht, dann aber glückdurchströmt wie seit lange nicht, ins Gesicht und nickte ihm nur, ohne ein Wort zu sagen, zustimmend zu. Denn in diesem Augenblick hatte sie wie mit der Gabe einer Seherin durchschaut, daß sich eine gewaltige Umwälzung in seinem Innern vollzogen hatte. Wie ein Held und Sieger stand er vor ihr, der geliebte Mann: er hatte den Neid in seiner Seele niedergerungen und durch mannhafte Schaffen und Denken der letzten Tage die Treue seiner Jugend, den dennoch lautereren Kern seines innersten Wesens wiedergefunden. „Bartel“, sprach sie, „wo du bist, da will auch ich mit meinen Kindern sein!“ Und kein Mensch auf Gottes Erde hätte sie in dieser weihewollen Stimmung davon abzubringen vermocht, daß sie mit ihrem neu erwachten Vertrauen zu dem Manne das einzig Richtige getroffen.

Andern Tags erzählte er ihr, wie er schon lange mit Better Philipp-Antoni in Milwaukee in Briefwechsel stehe. Dort lebten Tausende von angesehenen Deutschen und hätten es zu Glück und Wohlstand gebracht, und wie der Better selber sich bereits etwas Erkleckliches zurückgelegt, so habe er auch für ihn schon eine Stelle gefunden.

Da widersetzte sich Marianne nicht länger den Plänen ihres Mannes, der sich aus seiner Habe rasch die Mittel zur Auswanderung verschafft hatte. Nach Abzug der Reisekosten blieb noch ein Sümmechen als Zubuße für den ersten Anfang übrig.

Die Abreise war auf die ersten Oktobertage anberaumt, alle Anordnungen getroffen, Fahrt und Schiff, das Bartel mit den Seinigen hinübertragen sollte, schon festbestimmt. Nur ein letzter, entscheidender Brief von Better Philipp-Antoni mußte noch abgewartet werden.

Aber vergeblich! Man wartete — wartete — es kam kein Brief! Da verschiebt Bartel die Abfahrt und schreibt selbst noch einmal um Auskunft nach Amerika. Dringender hätte er seine Bitte nicht vortragen, eingehender alle Gründe nicht auseinandersetzen können: jetzt muß er doch abreisen, er hat ja seine letzte Habe schon zu Geld gemacht, um die Auswanderung zu ermöglichen. Und seinen Brief — den läßt er jetzt „einschreiben“: dann muß er doch ankommen!

Doch wieder vergehen Wochen, und wieder kommt keine Antwort von Milwaukee!

Statt dessen erhält Bartel vom Postamt der nächsten Stadt eines Tages den Auftrag, sich zu einer Besprechung dort einzufinden.

Am nächsten Morgen steht Bartel vor dem Postinspektor. Ob er an dem und dem Tage einen eingeschriebenen Brief nach Milwaukee aufgegeben habe, wird er gefragt.



„Nach Milwaukee? Ja, dahin schrieb ich einen Brief,“ ist Bartels Antwort.

„Diesen hier?“ fragt der Inspektor weiter und zeigt ihm ein vom Wasser verwaschenes Schreiben.

„Ja, das ist er, das ist mein Brief!“ erwidert der Gefragte überrascht.

„Dieser Brief,“ erklärte ihm nun der Inspektor, „ist mit dem Schiffe „Elbe“ untergegangen, an der holländischen Küste von Fischern aufgefangen und hierher zurückgeschickt worden. Wollen Sie ihn wieder, so steht er zu Ihrer Verfügung.“

Aber Bartel vermag die Hand nicht auszustrecken nach dem Briefe. Er wird blaß und rot und wieder blaß; es erfaßt den sonst doch kräftigen Mann ein Zittern, daß er sich niedersehen muß. Der Inspektor schaut ihn erstaunt und betroffen an.

„Warum ergreift Sie diese Nachricht so sehr?“ fragt er ihn endlich.

Aber es dauert lange, bis Bartel ein Wort hervorbringt; Minuten vergehen, da erklärt er dem Be-

er nur in Händen hält, nicht oft und nicht einbringend genug besichtigen. Immer und immer wieder dreht und wendet er ihn nach allen Seiten und Richtungen. „Brief, Brief, wenn du erzählen könntest, von all dem Entsetzlichen erzählen könntest!“ — Und wir sind gerettet — Gott — Gott — Marianne und meine lieben Kinder!“ ruft er heimwärts auf der Landstraße laut vor sich hin und achtet nicht auf die Begegnenden, die ihn anstarren und ihm kopfschüttelnd nachschauen. Der Mann ist ergriffen, ganz und gar, und er kommt nach Hause und herzt und küßt Weib und Kinder mit noch nie so tief empfundener Zuneigung.

„Kinder, Kinder — Marianne, wir bleiben hier in der Heimat, wir gehen nicht nach Amerika!“ jubelt er in tiefer Herzensseligkeit. Und Marianne weint und lacht und weint wieder an der Brust des Mannes, den sie noch niemals so ergriffen sah und niemals noch so herzlich lieb hatte, wie in diesem Augenblick.

Gleich in den nächsten Tagen aber kauft der Grandauer Bartel von dem Auswanderergeld zwei stattliche Kasse, dazu auch die Kiesgrube vor dem Dorfe draußen. Auf die hatte er's schon lange abgesehen! Und die Kiesgrube wird ihm unter nie rastender Arbeit zur Goldgrube, sein männlich-tapferes Schaffen wird ihm und Weib und Kind zum heiligsten Glück der Erde, und es hat von dieser Stunde an in meinem Frankendorf keinen Mann mehr gegeben, so rührig, so nüchtern und so voll Arbeitsfreudigkeit wie meinen Grandauer Bartel.

Der gescheite Wub.

„Jetz sell ich scho so!“ konnte man den Hirschwirt in Walbstätten täglich einigemal sagen hören, „min Wub ich d'r gichitest uf mit und breit, und daß er 's Gras nit wachse hört, ich alles. Eifach: über min Sepple goht nit.“

Und wenn er das sagte, der Hirschwirt, dann stand er gewöhnlich in seiner ganzen Größe, und die war nicht unbedeutend, mitten in die Stube, drückte das ansehnliche Bäuchlein noch besser heraus, als gewöhnlich, und wackelte mit dem Kopf, an dem eine lange Habichtsnase und pffifig in die Welt blickende Augen so ziemlich die vornehmsten Zierden waren.

Der g'schitest Wub aber war zwölf Jahre alt, ziemlich groß für sein Alter, und da er natürlich in keinem schlechten Futter stand, auch ganz hübsch pausbäckig und stämmig.

Seine vom Vater so gerühmte Gescheitheit offenbarte er an schönen Winterabenden, wo er den Gästen die Ritter- und Räubergeschichten, die er mit Vorliebe las, so lebendig zu erzählen wußte, daß sie hübsch sitzen blieben bis elf Uhr, was natürlich der Kasse des Vaters zugute kam.

„Din Wub cha's,“ sagten sie dann beim Heimgehen zum Hirschwirt, und selbst der Nazibauer, der doch sonst für nichts Interesse hatte, als für die Speckseiten, die daheim so einladend und „glänzend“



„Kinder, Kinder — Marianne, wir gehen nicht nach Amerika!“

amen: „Die „Elbe“ war das Schiff, das mich selbst mit Weib und Kind nach Amerika bringen sollte. Alles war festgesetzt, und nur durch einen Zufall wurde die Abfahrt verschoben. So hat uns Gott vor sicherem Tod bewahrt!“

Und auf dem Heimweg stellt sich Bartel all den unsagbaren Jammer, die herzzerreißende Todesangst der vielen Unglücklichen vor, die auf Glück und eine bessere Zukunft hoffend auf dem untergehenden Schiffe um ihr blühendes Leben rangen. Und er kann den Brief, den ihm der Inspektor zurückgegeben und den